

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Viertes Kapitel. Andere Zeiten

[urn:nbn:de:bsz:31-339599](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339599)

süßen Früchte für sie fallen läßt. Wer möchte ihnen auch diese Gefühle verargen?

Aber wie eben alles in der Welt, so sind auch die Glückstage des Anndordl eitel und vergänglich gewesen und haben nur zu bald ein Ende genommen. Es kam wieder die Zeit für sie, wo es hieß: „Schnür Dein Bündel, nimm Abschied von der Mutter und von der Freundschaft und zieh hinaus aus dem heimatlichen Dorf.“ Es kommt ihm wohl ein bißchen schwer an; aber es weiß ja, daß es nicht immer daheim bleiben kann in friedlichem Müßiggang. Es fürchtet sich jetzt nicht mehr vor der roten Bank und vor dem Mädcl mit dem kurzen grünen Röcklein, auch nicht vor den gepuderten Herren und Damen, die stumm und gravitatisch in ihren goldenen Rahmen an den Wänden hängen und niemand ein Leides thun.

#### Viertes Kapitel.

##### Audere Zeiten.

Halte Deiner Seele Spiegel  
Unter jedem Hauche rein;  
Göttlicher Gedanken Siegel  
Soll auf Deiner Stirne sein.  
Bleibe fest, sei nicht im Schlamme  
Das bewegte wankt Rohr,  
Hebe Dich mit freiem Stamme  
Aus dem niedern Wald empor.

Mehrere Jahre sind vergangen, seitdem Anndordl seine erste Reise in die Stadt angetreten hat. Aus dem schüchternen, unerfahrenen Dorfkind ist ein schmuckes kräftiges Mädchen geworden, das überall im Haushalt guten Bescheid weiß. Seine

Herrschaft hatte es gern, und gab ihm dieses auf mancherlei Weise zu verstehn, und Anndordl war sich seiner Tüchtigkeit wohl bewußt. Aber mit diesem Selbstbewußtsein stieg dem armen Mädcl auch der Hochmut; zu diesem gesellte sich die Vergnügungssucht, und es gefiel ihm nicht mehr bei seiner alten Herrschaft; es kam ihm dieses Haus, wo auf Zucht und Ordnung gehalten wurde, zu still und einsam vor; und viel lieber hätte es seine freien Stunden draußen zugebracht, anstatt daheim zu sitzen und für sich zu arbeiten oder ein gutes Buch zu lesen.

So kam es, daß es sich nach einem andern Dienst umsah, wo es mehr „Freiheit“ hatte, und es wurde ihm nicht schwer, einen solchen zu finden; es kam zu einer Dame, die sehr gut gegen es war, sich aber weiter nicht um sein Thun und Treiben kümmerte, wenn nur die Arbeit im Hause gethan wurde, und sie damit zufrieden war; das war ihr die Hauptsache.

In den ersten Jahren seiner Dienstzeit hatte Anndordl die Bekanntschaft eines braven gesitteten Mädchens gemacht, in dessen Gesellschaft es nur Gutes lernen konnte; Lieschen, so hieß diese Freundin, hatte schon lange keine Mutter mehr und lebte mit ihrem Vater und einer alten und gebrechlichen Großmutter still und zurückgezogen beim Eingang in die Stadt. Dort brachte es zuweilen seine Sonntagnachmittage zu und fühlte sich wohl und heimisch bei jenen stillen Menschen; die Großmutter erzählte den Mädchen von ihrer längst entschwundenen Jugendzeit, ermahnte sie zum Guten, und die Zeit ver-

ging rasch und angenehm. Aber nach und nach schloß das arme Anndordl andere Freundschaften, die es auch auf andere Wege brachten; das Zuhausebleiben und Arbeiten wurde ihm verleidet. „Was hast Du denn nötig, mit diesen Kopfhängern in der Stube zu sitzen und Strümpfe zu stricken; das kannst Du noch lange thun, wenn Du einmal alt bist; man ist nur einmal jung, und muß das Leben genießen, so lang man kann,“ so redeten seine neuen Freunde auf es ein und ließen ihm keine Ruhe, bis es sie an ihre Vergnügungsorte begleitete.

Dort ging es nun freilich lauter und lustiger her als bisher bei ihm, dort wurde gesauht und getanzt, gespielt und gesungen, aber keine Lieder, die schön und lieblich zu hören waren. Anndordl kam das erste Mal mit beschwertem Herzen und Gewissen von seinen neuen Zerstreungen wieder nach Haus und machte sich selber Vorwürfe, daß es den gefährlichen Kameraden Gehör geschenkt und sich in ihr ungeziemendes Treiben gemischt hatte; es dachte an die Mutter daheim und an die guten Ermahnungen, die sie ihm beim Abschied gegeben, und nahm sich fest vor, nicht mehr mit ihnen zu gehn.

Aber am folgenden Abend, als es eben wieder mit der Arbeit in seiner Kammer saß, kamen die leichtfertigen Freundinnen laut lachend und schwatzend zur Thüre herein, rissen ihm das Strickzeug aus der Hand und zogen es mit sich fort. —

Ach, wenn es doch jetzt standhaft geblieben wäre und hätte die Verführer abgewiesen; wenn es sich den Spruch zu

Herzen genommen hätte: „Mein Kind, wenn Dich die bösen Buben — Mädchen locken, so folge ihnen nicht.“ Sprüche 1 B. 10; es wäre nicht in Jammer und Elend gekommen; aber der erste Schritt zum Bösen ist der schwerste, er war gethan, der zweite war schon leichter, und als es spät in der Nacht nach Hause kam und in seiner stillen Kammer war, mahnte die Stimme im Gewissen schon weniger laut denn Abends zuvor, und es fing an Gefallen zu finden an den Lustbarkeiten, die Gott und rechtschaffenen Menschen zuwider sind. Seine frühere treue Freundin sah es nur noch selten, und endlich verlor es sie ganz aus den Augen.

Christine hieß eine von Anndordl's neuen Freundinnen; sie war zwar die bessere unter ihnen, aber ein eigenwilliges, hochmütiges Mädchen, das seiner Mutter durch sein Betragen vielen Kummer machte. „Wie wird es Dir gehn, wenn Du einmal bei fremden Leuten Dein Brot verdienen mußt,“ sagte die Mutter, als sie sich auch wieder einmal so heftig und eigenwillig geberdete; „wirst Du auch Deinem Eigensinn die Zügel schießen lassen, wenn man Dir etwas befiehlt, das Dir nicht gefällt? ja, wenn Du wärst wie das Anndordl, so brav und sittsam, dann könnte ich deinetwegen ohne Sorgen sein.“ Aber die gequälte Mutter wußte nicht, wie bereits schlechte Gesellschaft die guten Sitten des armen Anndordls verdorben hatte, und wie es schon zu denen zählte, die ein gesittetes Mädchen meiden muß.

Eines Tages geschah es, daß Christine mit ihrem jüngeren Schwesterlein vor das Stadthor ging, um dem Vater, der aus=

wärts arbeitete, das Mittagseffen zu bringen. Die Sonne brannte heiß auf die schattenlose, staubbedeckte Straße, und stillschweigend und müde von der Hitze schritten die beiden Mädchen neber einander her. Da erblickten sie plötzlich auf einem der Ruhebänke, die in langen Zwischenräumen hüben und drüben am Wege angebracht waren, eine alte, ärmlich gekleidete Frau, die wie leblos in den Armen eines jungen Mädchens lag, das sich bemühte, ihr mit einem Löffel einige Tropfen Milch einzuslößen, die sie in einem Topfe neben sich stehen hatte.

Christine kam neugierig herzu und erkannte in dem menschenfreundlichen Mädchen Anndordls frühere Freundin, Lieschen, die auch im Begriff war, ihrem Vater, der als Tagelöhner in einem benachbarten Herrschaftsgarten arbeitete, das Mittagseffen zu bringen.

„Bist Du's, Lieschen?“ rief sie dem Mädchen zu, „was machst Du denn da? wie magst Du auch diese schmutzige Frau in den Armen halten; mich ekelst,“ fügte sie leise hinzu, „wenn ich sie nur ansehe.“

Lieschen errötete, aber sie sagte nichts, sondern fuhr fort, der Unglücklichen tropfenweise die Milch in den halbgeschlossenen Mund zu gießen, indem sie dieselbe mitleidig ansah. Endlich öffnete diese die müden Augen, blickte ihre junge Wohlthäterin dankbar an und sagte mit matter Stimme: „Jetzt wird mir's besser; ich war so durstig und so müde, ach wie müde.“

„Wo kommt Ihr denn her, arme Frau?“ frug Lieschen, indem sie der Fremden den Schweiß von der Stirne wischte.

„Ich bin sechs Stunden zu Fuß hierhergelaufen,“ antwortete die Frau, „meine Tochter ist krank geworden bei ihrer Herrschaft; es sind jetzt acht Tage; ach, ich meine, es sind ebenso viele Monate vergangen, seitdem ich die traurige Nachricht erhielt; ich kann seitdem weder schlafen noch essen, und jetzt übernahm mich das Glend so, daß ich halb leblos zu Boden fiel.“

„Seid standhaft, arme Frau, und weint nicht; es kann ja alles wieder gut werden,“ tröstete Lieschen. „Ihr müßt noch mehr Milch trinken, damit Ihr wieder Kräfte bekommt; doch, doch,“ fuhr sie fort, als die Frau die Milch nicht nehmen wollte; „Vater hat noch genug, er ist so gut und würde sie Euch alle geben, wenn er da wäre; Ihr sollt jetzt an nichts anderes denken, als daß Ihr wieder Kräfte bekommt; sonst könnt Ihr nicht in die Stadt gehn und Eure kranke Tochter pflegen.“

Der Gedanke an ihr krankes Kind und daß sie sich aufrrecht erhalten müsse, gab ihr neuen Mut; sie aß, was Lieschen ihr vorlegte und unternahm dann, in Begleitung ihrer jungen Wohlthäterin, den Weg zur Stadt.

Christine schritt in entgegengesetzter Richtung weiter und konnte nicht unterlassen, Lieschens sonderbares Benehmen, wie sie es nannte, in Gegenwart ihrer Schwester zu bekritteln und zu tadeln. „Das siele mir ein,“ sagte sie mit scharfem Ton, „eine landfremde Bettlerin in die Arme zu nehmen, und ihr auf offener Straße mein Geschirr an den Mund zu halten; wenn das mein Vater wüßte, er ließe mich schön an.“

Wenige Tage darauf begegnete sie Lieschen auf der Straße; sie hatten eine Strecke Wegs miteinander zu gehen, und ohne weitere Vorrede hub Christine zu Lieschen an: „Sag mir doch Lieschen, was hast Du denn neulich für eine wunderliche Bekanntschaft gemacht, und welche Laune hat Dich angewandelt, daß Du jene Fremde nicht nur gefüttert, sondern gar noch in den Arm genommen hast.“

„Sie dauerte mich,“ antwortete Lieschen, „sie war so bleich und so müd, und sah so verkümmert aus.“

„Das käme mir nicht ein, mich um Fremde zu plagen,“ entgegnete Christine, „ein jedes hat genug für sich zu thun.“

„Die hat eine kranke Tochter und hat eine große Sorge um sie,“ antwortete Lieschen, „und weil sie fremd ist, so ist es doppelt traurig.“

„Warum blieb sie auch nicht zu Haus, wenn sie so elend ist, daß sie nicht vorwärts kann!“ erwiderte Christine in hartem Ton.

„Ich sagte Dir ja, sie kam um ihrer kranken Tochter willen.“

„Aber Du, um weßentwillen legtest Du den schmutzigen Kopf dieser Fremden an Dein sauberes Kleid?“

Lieschen errötete, antwortete aber nicht.

„Nun.“ fuhr Christine in ihrer barschen Weise fort, indem sie die Freundin geärgert anblickte, „was ist das für ein Geheimnis, warum errötest Du so und antwortest mir nicht?“

Lieschen wurde rot im ganzen Gesicht, aber sie schwieg still.

„Jetzt sollst Du mir erst recht sagen, in was für Beziehung Du zu der Fremden stehst,“ rief Christine in heftigem



Ton, „ich will es wissen, um weßentwillen behandeltest Du sie so freundlich?“

„Um Jesu willen,“ antwortete Lieschen so leise, daß man es kaum hören konnte, und blickte sinnend vor sich nieder.

Christine entgegnete nichts, sie fühlte sich in's Herz getroffen. Schweigend schritt sie hinter der Gefährtin her, die mit starken Schritten vorwärts ging. „Um Jesu willen“ — so hatte schon die Mutter gesagt, wenn sie heftig und lieblos war, und durch ihr unangenehmes Wesen die andern betrübt hatte, „um Jesu willen mußt Du Dein Herz ändern, wenn Du es nicht den Eltern zu lieb thun willst, und Du mußt ihn auch bitten, Dir dazu Kraft zu schenken, denn aus Dir selber vermagst Du es nicht.“ Christine hatte eigentlich kein böses Herz, aber ihre stolze heftige Gemütsart gewann bei ihr immer die Oberhand und hatte ihr schon manche bittere Stunde verschafft. Jetzt wurde es auf einmal anders in ihr; zum ersten Mal in ihrem Leben schämte sie sich vor sich selber. — Lieschen hatte um Jesu willen einer Fremden etwas Liebes gethan, einer Unglücklichen, Beklagenswerten, für die sie selber nur Stolz und Verachtung zeigte. Wie erbärmlich kam sie sich vor! Ja, sie schämte sich vor sich selber und kehrte nachdenklich zurück nach Haus.